

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Marie-Anne.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mich auf meiner Fußwanderung verspätet; der trübe, milde Tag, dem gerade seine dufelige Regenatmosphäre etwas so Weiches und Träumrisches gab, neigte sich schon stark dem Abend zu, die Sonne war längst hinter den grauen Wolkenschleiern versunken, als ich das Dorf betrat, welches im dämmernden Zwielicht ruhte: Es schien mir fast unthunlich noch heute Marie-Anne aufzusuchen, und dennoch wollte ich jetzt mein Schicksal erfahren.

Aus den Fenstern ihres Häuschens stahl sich ein schwacher Lichtschimmer über den Weg zu mir, und lockte mich hin. Das Fliedergebüsch, welches es seitwärts umgab, strömte die Fülle seiner würzigen Däfte in die warme regenschwere Luft hinein, und aus seinem grünen dichten Gehege sandte eine Nachtigall ihre süßen langgezogenen Töne in die Abendstille. Ein lautes heftiges Sprechen drang mir aus dem Innern des Hauses entgegen; ich wollte nicht lauschen, aber hineinblicken mußte ich, und als ich den ersten Blick gethan, die ersten Worte vernommen hatte, da war kein Loskommen von der Stelle.

Jener schöne vornehme Mann, den meine Ahnung mir gleich als mit Marie-Annens Schicksal verflochten gezeigt hatte, stand in dem Zimmer. Mit einer unheimlichen verzehrenden Gluth hingen seine Augen an dem schönen Mädchen, das mit einer kalten fast verächtlichen Ruhe im Antlitz hoch und stolz ihm gegenüberstand.

„Ist das Dein letztes Wort, Marie-Anne?“ fragte er mit einem nur mühsam unterdrückten Zorn in Miene und Geberden.

„Mein letztes!“

„Nimm Dich in Acht, Mädchen, reiz mich nicht; bis jetzt hast Du mich nur als ein von Deinem Liebreiz Bezauberten bittend vor Dir gesehen, erwecke nicht andere Gefühle in mir!“

Ein geringschätzendes Lächeln glitt einen Moment über ihr Angesicht, als sie mit kaltem Tone erwiderte:

„Drohungen von Euch, mir Drohungen von Euch, während Ihr froh sein solltet, wenn ich —“ Sie ließ den Satz unvollendet, dann aber fuhr sie fort: „Denk nicht mich zu schrecken, ich fürchte Euch nicht! Ich bat Euch bis jetzt, mich in Frieden zu lassen, nie wieder meinen Weg zu kreuzen, jetzt aber fordere ich es, ja, ich gebiete es Euch; und dieses Recht wird mir mindestens zustehen. Ich befehle Euch, daß Ihr mein Haus verlaßt und es nimmer wieder betretet, Herr Graf!“

Sie erhob ihren Arm und deutete nach der Thür; bei dieser Geberde, in der eine unnachahmliche Hoheit lag, heftete sie ihre Augen mit einem so gebietenden drohenden Blick auf den Grafen, daß er ihrem Befehl Folge zu leisten bereit schien. Er wandte sich zum Gehen, aber seine Augen hingen wie gebannt an ihr. Ob der Anblick, wie sie vor ihm stand — so weich und edel die Formen, so stolz und kalt der Ausdruck — die Erinnerung an vergangene Zeiten wachrief? Was auf seinem Antlitz vorging, vermochte ich nicht zu sehen, doch sehr verändert, weich und bittend klang jetzt der Ton seiner Stimme:

„Anna, Anna! ich liebe nur Dich, habe stets und einzig nur Dich geliebt, und ich kann nicht von Dir lassen; nun ich Dich wiedergesehen, kann ich es nicht. Glaube nicht, daß die Verbindung, welche ich schließen soll, Dich jemals aus meinem Herzen verdrängen wird.“

Hier unterbrach Marie-Anne den Sprechenden und zwar mit einer Heftigkeit, welche aus gerechter Empörung emporglühete.

„Schämt Euch der Worte, wenn noch ein Funken von Ehre in Euch ist, schämt Euch mit solchen Gedanken in die Ehe zu treten. Ich verlange Eure Liebe, Euer Gedenken nicht, das habe ich deutlich genug vorher erklärt, für mich seid Ihr gestorben — lange gestorben. Geht also von dannen und versucht das schwere Unrecht, welches Ihr begangen, durch ein anderes besseres Leben zu sühnen; fangt damit an, daß Ihr die, welche Ihr zu Eurem Weibe erföhren, liebt und achtet, da wird auch vielleicht einst wieder Friede in Eure Seele kommen!“

Die Heftigkeit, mit der Marie-Anne zu Anfang ge-

sprochen, war einem milden Ernst gewichen, aber diese Milde, welche sich jetzt über ihr Wesen gebreitet, schien den Grafen in neue Fesseln zu schlagen.

„Es ist unmöglich, daß alle Liebe zu mir aus Deinem Herzen gewichen sein sollte. Dein Stolz, Dein unmäßiger Stolz, läßt Dich Deine Gefühle nur verleugnen. Du kannst nicht so kalt und ungerührt dastehen als wäre Dein Herz von Stein; einst schlug es warm und voll mir entgegen.“

„Oder dem Bilde, das ich mir von Euch geschaffen; dem edlen Mann, für den ich Euch hielt.“ Mit klangloser Stimme fuhr sie fort: „Meine Liebe starb an jenem Tage als ich Euch verachten lernte.“

Ein dumpfer Schrei entfuhr des Mannes Brust, er ballte seine Hand als müsse er sich rächen für den Schimpf, den sie ihm zugeschleudert. Ganz still und unererschrocken blieb Marie-Anne, seinen wilden drohenden Blicken stand haltend, während sie noch einmal wie träumend wiederholte:

„Die Liebe starb an jenem fürchterlichen Tage, da ich Euch verachten mußte. — Die Mutter ging in's Grab, ob ihres Kindes Jammers. — O, hätte ich mit ihr sterben können, statt all' das Schreckliche durchzumachen . . . aber ich mußte leben für mein Kind, das nun —“

Schauer des Schmerzes durchrieselten die Gestalt der Sprechenden, und von der schrecklichen Erinnerung überwältigt, schlug sie die Hände vor ihr Angesicht.

Eine mächtige Erschütterung schien in der Brust des Grafen sich zu regen. War es die Schönheit Marie-Annens, welche die Veränderung hervorbrachte, erstand die alte Leidenschaft mit neuer Stärke, reizte ihre kalte Abweisung ihn doppelt — oder erwachte sein Gewissen, wollte er sühnen, was er verschuldet? — Eine tiefe Stille war in dem kleinen Raume, die plötzlich von den leidenschaftlichen dringenden Worten des Grafen unterbrochen wurde.

„Marie-Anne, werde, werde mein Weib, meine rechtmäßige Gemahlin! Noch bindet mich kein Schwur an jene Andere. Ich bin jetzt mündig, Herr meiner selbst; ich zerreiße alle Fesseln, besiege alle Hindernisse, ich frage nicht nach meiner Familie, nach dem Urtheile der Welt . . . ich will Dich, nur Dich!“

Das war kein eitel Spiel, Wahrheit sprach aus den Worten, den Blicken. Wenn auch eine übereilte Regung ihn zu dem Vorschlage getrieben, mindestens war es keine Verstellung. Wie würde Marie-Anne es aufnehmen? — Als er die leidenschaftlichen Worte hervorgestossen, zog er ihr die Hände von dem Angesicht, er wollte sie festhalten in den seinigen, aber sie riß sich heftig los; seinen liebeglühenden Blicken begegnete ein Ausdruck eifriger, verachtender Kälte; ich selbst erschauerte vor ihr, wie sie mit einem vernichtenden Zornesblick nach

ihm schaute. Endlich bewegten sich die bleichen Lippen und der Ausdruck Klang ihm zu:

„Bagt Ihr es, diese Worte mir zu sagen . . . diese Worte noch einmal! Reizet mich nicht, mein Herr Graf, denn auch die größte Geduld und Nachsicht kann ein Ende haben . . . Wenn Ihr selbst diesmal die Wahrheit sprächet, wenn draußen Eure ganze hohe Verwandtschaft stände und mich anerkennen, mich einführen wollte in Euer Stammschloß, ich, ja ich, das arme Mädchen, die Verachtete, Verlassene, ich wiese Euch zurück. Wenn mein Kind noch lebte, vielleicht daß ich es gethan hätte; für sein Wohl wäre mir kein Opfer zu schwer, jetzt aber nie und nimmermehr! — Wenn Eure Hand die meine faßt, so entsetzt es mich; mir ist es unmöglich eine Luft mit Euch zu athmen, denn jetzt in diesem Augenblick schon ist der Raum durch Eure Nähe mir beengt. Nun wißt Ihr hoffentlich genug, um mich für alle Zeit in Ruhe zu lassen, um nie wieder Eure verhasste Gegenwart mir aufzudrängen.“

„Jetzt weiß ich, daß ein Anderer mir Dein Herz gestohlen, Du stolzes grausames Weib. Ein anderes Bild hat das meine aus Deiner Seele verdrängt, nur so ist diese gänzliche Umwandlung, diese wahnsinnige Zurückweisung möglich und erklärlich. Doch ich werde ihn entdecken und dann wehe ihm!“

Mit diesen in wilder Hast hervorgestossenen Worten stürzte der Graf aus dem Hause, slog nach dem Ufer des See's hinab, und bald sah ich trotz der Dämmerung einen dunklen Punkt, vermuthlich sein Boot, über die Wasserfläche gleiten.

Bei seiner Drohung war Marie-Anne sehr blaß geworden. Allein geblieben fiel sie auf einen Stuhl am Tische nieder und barg den Kopf in den gekreuzten Armen. Die so lang unterdrückte Gemüthsbewegung schien jetzt ihr Recht geltend zu machen; als sie das Gesicht erhob, bemerkte ich, daß es von Thränen überströmt war. Sie öffnete das Fenster, um die Laden zu schließen, aber wie träumend lehnte sie am Fensterkreuz und schaute in die stille, wonneathmende Mainacht hinein, durch welche würzige Blumendüfte, der unnenbar süße Hauch des Frühlings schwebte. Und auf einmal trug mir der leise Lusthauch einen Namen zu, einen Klang, der goldener und zaubervoller in mein Ohr drang, als der Nachtigall schmelzendstes Lied, der mein Herz jauchzen machte vor Seligkeit. Da konnte ich mich nicht mehr halten an meinem Platze, ich eilte in das Haus.

Marie-Anne stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, doch mehr Freude als Schreck lebte darin.

„Vor Allem muß ich Euch sagen, Marie,“ — denn mir war sie Marie, so hatte ich sie immer in meinen Gedanken genannt, ich hätte sie immer Anna nennen können wie Jener — „daß ich Euer Gespräch mit dem Grafen gehört.“

„Vom Anfange doch nicht? Sagt mir, sagt schnell, wenn seid Ihr hinzugekommen, Herr Stephan?“

Sie schien der Antwort mit einer wahren Todesangst entgegenzuharren; und als ich die ersten Worte nannte, welche ich vernommen, da wars als sei sie erlöst von schwerer Pein.

„Ja, ich habe gelauscht, gelockt durch die heftigen Reden, aber glaubt nicht, daß was ich gehört, irgend einen Einfluß auf das ausgeübt, was ich jetzt Euch sagen will. Ich war auf dem Wege hierher, um Euch zu bitten, Marie, liebe, einziggeliebte Marie, mein Weib zu werden; Euch zu bitten, in Freud' und Leid an meiner Seite zu stehen, mein gutes und böses Geschick mit mir zu theilen in herzlichster Eintracht und Liebe!“

Ein leuchtender Glanz legte sich auf Marie-Annes Gesicht, ein seliges, gnadenvolles Lächeln flog darüber hin, und wie von einer höheren Macht gezwungen sank sie auf ihre Knie nieder, nicht etwa vor mir, denn sie schien in diesem Augenblick meine Nähe ganz vergessen zu haben, sondern sich beugend in Dank und Demuth vor Gott. Mit tiefer Rührung schaute ich auf sie; das unermessliche Entzücken, das in jeder Linie ihres ausdrucksvollen Gesichtes lag, schien mir deutlich genug für mich und meine Hoffnungen zu sprechen. Endlich drangen aus ihrem übergelassenen Herzen, leise wie ein Gebet, die Worte:

„Gott, Vater, ich danke Dir! Ich hatte es stets wie einen Traum vor mir, daß wenn jemals noch ein braver ehrenfester Mann mich lieben lernte als sein Bestes, dann sei der Makel von mir genommen, dann habest Du, mein Gott, in Deiner Güte meine Schuld verziehen und als Zeichen Deiner Vergebung mir diesen Segensspruch zugesandt.“

Sie hatte sich nach diesen Worten erhoben und zu mir herantretend faßte sie meine beiden Hände und sagte mit dieser Stimme, die von Anfang an meine Seele so wunderbar bewegte:

„Euch danke ich von ganzem Herzen, daß Ihr mich so hoch geehrt habt und mich erhoben aus meiner Niedrigkeit! Immer will ich's Euch gedenken, und die Erinnerung an Eure Hochherzigkeit und Güte wird das Schönste sein, was ich gehabt all' mein Lebenlang.“

„Ich will Dich hegen und pflegen als meines Lebens höchsten Schatz, Du meine Marie, mein Weib!“

An mein hochklopfendes Herz wollte ich sie ziehen, aber scheu wich sie zurück. Es lag etwas so Abweisendes in dieser Bewegung, ihre erst so leuchtenden Augen blickten so fremdartig und trauervoll auf mich, daß zum ersten Mal ein banger Zweifel durch meine Seele fuhr.

„Du weist mich zurück — willst Du mein Weib nicht sein?“

Marie-Anne schüttelte leise ihr Haupt.

„Nicht?“

Ich sprach nur das eine Wort, aber aus ihm mußte ihr alle meine Liebe, meine todesbange Angst sie zu verlieren entgegenklingen. Ich sah wie sie erbebt, wie ihre zitternde Hand nach einer Stütze faßte. Vergebens rang sie nach Worten, endlich trat es über ihre Lippen, das Urtheil, welches das ganze Leben, das erst im Maienduft so lockend vor mir lag, in eine trostlose Dede verwandelte.

„Ich kann nicht, kann Euer Weib nicht sein!“

Sie sah wie der Schlag mich getroffen, wie alle Festigkeit, alle Manneskraft danieder lag, und als müßte sie jetzt Stärke für uns Beide haben, fuhr sie gefasster fort:

„Wie paßte ich, das sächliche Dorfkind wohl zu Euch seinem hochgelehrten Mann, dem großen Künstler? Ich, nein, es kann nicht gut gehen, wenn die Zwei, welche Eines sein sollen, auf so verschiedenen Bildungsstufen stehen. Früher war ich zuversichtlich und hochmüthig, da glaubte ich, ich könne Alles lernen und kein Platz sei zu hoch für mich. Aber seitdem hat die schwere Hand des Schicksals auf mir gelastet, wehl auch als Strafe für mein Ueberheben, und hat mir meinen rechten Platz gezeigt, und der ist weit ab von Eurer Seite.“

„Wenn Ihr mich liebtet, Marie, da würde die Liebe Euch bald lehren, was Euch noch fehlt. Und was fehlt Euch denn? Ihr wißt so gut wie ich, daß Ihr stets als ein Wunder des Wissens und guter feiner Manieren hier gestanden habt; schon durch die Bildung Eurer Mutter, durch den Umgang mit des Pfarrers Tochter hat Euer Leben von Kindheit an eine höhere Richtung bekommen. Ich wüßte wahrlich nicht, welcher große Unterschied zwischen Euch und den Frauen meines Lebenskreises liegt, außer daß sie fremde Sprachen sprechen und manche nutzlose Künste oberflächlich und stümperhaft treiben. Ihr habt die rechte Bildung, die Bildung des Herzens, und das Andere wird sich bald finden. Ihr würdet mir eine gelehrige Schülerin sein, würdet Ihr nicht?“

„Sprecht nicht so gut und lieblich, Herr Stephan, macht die Qual nicht lang; laßt kurz und schnell uns scheiden, denn scheiden müssen wir!“

„Gebt einen bessern Grund als jenen ersten für so harten Spruch!“ rief ich fast bitter.

Röthe und Blässe wechselte auf dem schönen Antlitz des Mädchens, ein furchtbarer Schmerz schien in ihrem Herzen zu wühlen und ihre bleiche Lippe flüsterte:

„Hilf mir, Gott, hinweg über diese harte Stunde!“

Und als hätte dieser flehende Ruf ihr wirklich Erhörung gebracht, so lehrten Kraft und Geistesstärke, die sie stets so ausgezeichnet, auch mehr und mehr zurück. Dennoch zitterte ihre Stimme noch als sie sagte:

„Ich hoffte, Ihr würdet mich verstehen mit Eurem

feinen Gefühl, ohne daß ich das Schwere aussagen mußte. Eine, gleich mir, auf deren Namen ein Makel ruht, kann nimmer Euer Weib werden — in alle Ewigkeit nicht!“

Tiefe Stille um uns her, so still, daß durch das offene Fenster wir den Abendwind in den Lindenkronen flüstern hörten, so still, daß wir das Schlagen unserer Herzen vernahmen, die wild und heftig im Uebermaß des Schmerzes pochten.

Dann sprach ich zu Marie-Anne und meine treueste herzinnige Liebe machte mich beredt, daß die Worte aus meinem Herzen strömten und fast wider ihren Willen mehr Eingang in ihre Seele fanden. Wie abwehrend streckte sie zu verschiedenen Malen Ihre Hände aus als könne sie damit die Versuchung fernhalten, und trotzdem schien sie dann wieder wie durch einen Zauber gefesselt, mit verhaltenem Athem zu lauschen. Was ich sprach, ich könnte es hier nicht wiederholen. Wenn das Tiefste und Heiligste meines Herzens sich in Worte kleidet, dann meine ich, nur die andere Seele die es in's Leben rief dürfe diese Worte vernehmen. — Wir waren Beide tief bewegt und kämpften, daß die Rührung nicht die Oberhand gewinne über die klare Vernunft; doch die Hoffnung, Marie-Anne durch meine Vorstellungen besiegt zu sehen, schwand bald dahin. Mit immer festerer Stimme und größerer Klarheit, ersichtlich aus dem Glauben hervorgegangen, sie thue das Rechte, begann sie jetzt von Neuem das Gespräch:

„Weil Ihr mich liebt — denn mit Stolz fühle ich es Euren Worten an, daß Ihr mich wirklich liebt — so hat Euch diese Liebe den Sinn verblendet, zeigt Euch Manches in einem anderen Lichte als dem klaren aber scharfen der Wirklichkeit. Ihr fragt nicht nach dem Urtheile der Welt, Ihr wollt in eine ferne Gegend mich führen, wo wir den eigenen Heerd gründen und ein neues Leben beginnen. Ihr sagt in Eurer grenzenlosen Schonung und Güte nicht, weshalb es so sein soll, sein muß — aber nicht, daß man den Augen der Menschen verberge, wie ein dunkler Schatten über dem früheren Leben lag, das ist die Sache, wenn der Schatten überhaupt vorhanden, darin liegt das Hinderniß. In einer wahrhaft guten Ehe darf die Vergangenheit der Gatten, aber vornämlich die des Weibes, keine Stelle haben, an die zu denken den Einen mit Schmerz, den Anderen mit Reue erfüllt. Wenn Ihr jemals ob meiner erröthen würdet, wenn ich vor dem trüben Blick Eures Auges erbleichen müßte, der, wenn auch nicht anklagend — denn dazu seid Ihr zu edel — doch traurig auf mich siele, da wär es am Ende mit unserer Liebe, wenigstens mit ihrem Glück. Und dann würden wir tausendmal elender sein als wenn wir uns jetzt trennen.“ Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Sagt nicht, daß Euer Leben ohne mich farblos und düster sein wird, es

kann nicht immer so währen. Ein Mann wie Ihr, so gut und edel, muß noch eine andere Liebe kennen lernen, der er sich mit Stolz und Wonne, ohne Rückhalt, ohne Kampf ergiebt, die hellen Sonnenschein über sein ganzes Leben wirft und selbst die trüben Stunden verschönt. Ihr, mit Eucem treuen großen Herzen, müßt ein reines ein ganzes Herz finden, in dessen tiefster Stille noch nie ein anderes Bild gelebt, das Ihr durch Euer Sein erst die Liebe lehrt. Euch muß ein volles junges Leben entgegenblühen, durch Euch erst gerufen zum rechten Bewußtsein.“

Mit immer steigendem Erstaunen und Entzücken hörte ich Marie-Anne zu. War die, welche so edle hochherzige Worte sprach, nicht geeignet meine Lebensgefährtin zu werden? Verlöschten die Strahlen der Wahrheit, Innigkeit, Demuth, die sich in ihrer Seele zu einem vollen Lichte vereinigten, nicht den dunklen, trüben Schatten?

„Ihr wißt nun, daß ich nie die Eure werden kann,“ begann Marie-Anne nach einem kurzen Schweigen wieder. „Ich kann Euch nicht bieten, was Ihr verlangen, fordern müßt von Eurer Weibe. In meinem Herzen hat eine heiße Liebe gebrannt, zwar starb sie dahin als ich einsehen mußte, daß es eine unwürdige Liebe war, aber in dem Schmerzenssturme, der über mich und mein Dasein dahingezogen, ist manche edle Blüthe geknickt, die nimmer dem Kranze einer ächten Frau fehlen darf. — Könnte und dürste ich vor Euren Augen die Vergangenheit entrollen, nicht nur Ihr, viele Anderen möchten manche Entschuldigung für mich finden, würden vielleicht mehr mein hartes Geschick als mich anklagen. Dennoch bin ich nicht ohne Schuld und nimmer könnte ich darüber hinwegkommen. Die Vergangenheit steht zwischen mir und Euch als eine unübersteigliche Schranke. — Mehr kann ich nicht sagen; vielleicht daß ich mich nicht recht ausgedrückt, daß ich's nur fühle, aber mit einer Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, nach der ich handeln muß. Mag Gott in seiner Gnade mir vergeben haben, mag durch meine Reue und Leiden meine Schuld theilweise gesühnt sein, aber selbst diese Reuethränen können niemals den Makel wegwaschen, der in Aller Augen auf mir ruht. Das scheidet mich auf ewig von Eurer Seite! Nun ist's genug — ich weiß nichts mehr zu sagen; doch seid barmherzig, macht jetzt der Qual ein Ende!“

Ihre Blicke, in denen Pein und Angst mit einer rührenden Bitte sich vereinigten, gaben ihren Worten noch mehr Nachdruck und gingen tief in meine Seele. Es war zu ersichtlich wie erschöpft sie sich fühlte von allem Vorhergehenden, wie furchtbar sie litt. Ich wollte mein Glück mir nicht extrogen, kein Versprechen erzwingen und so entschloß ich mich zum Gehen.

„Aber das Eine sage ich Euch, Marie-Anne, das ist Euer letztes Wort noch nicht, noch unterwerfe ich mich

dieser Entscheidung nicht. Versprecht mir in stiller Nacht, unbehindert durch meine Nähe, durch meine Vorstellungen und Bitten, noch einmal mit Euch zu Rathe zu gehen, meine Worte zu erwägen, die Wahrhaftigkeit und Unwandelbarkeit meiner Gefühle zu ergründen. Gebt mir das Recht, Euch vor Euch selbst und Eurer Strenge zu schützen, laßt mich den dunklen Schatten bannen, der Euch den Sinn trüben und zwischen ein neues Leben ein neues besseres Glück sich stellen will. Bedenkt, daß ich ein Mann bin, kein von Liebeswahn bethörter Knabe, ein Mann, der Welt und Menschen kennt, der das Glück gesucht aller Wegen und es erst jetzt fand bei Euch. Wenn ein rechter Mann eine Frau so liebt, daß er Ihr die Ehre seines Namens, seines Hauses anvertraut, so muß diese Frau in seinen Augen dieser Auszeichnung werth sein. Daran haltet Euch, Marie, gedenkt, daß mein Glück, meine Erdenseligkeit in Eurer Hand liegt! Versprecht mir, das noch einmal zu erwägen!"

„Ich verspreche es,“ sagte sie leise, „aber —“

„Kein Aber jetzt, laßt mich mit dem Schimmer der Hoffnung von dannen gehen!“

„Doch dann gelobt auch Ihr mir, Herr Stephan, niemals Händel zu suchen mit dem Grafen, freiwillig nie ihm in den Weg zu treten.“

Jemehr ich zögerte das schwere Versprechen zu leisten, jemehr drang Marie-Anne in mich. Sie beschwor mich bei meiner Liebe zu ihr, ihre Bitte zu erfüllen und man sah es an der Angst ihres Flehens, daß sie mein Leben in Gefahr glaubte; endlich gelobte ich ihr, warum sie so innig bat. O wie sie mir dankte, mit welcher zaubervollen Innigkeit und wie vor dieser Wärme wieder die gewellten Hoffnungsblüthen leise und schüchtern das gesunkene Köpfchen hoben. — Jetzt mußte ich scheiden. „Lebt wohl, Marie, und ein freundiges Wiedersehen!“ Ich sah sie an mit einem langen letzten Blick, der mein ganzes volles Herz in sich tragen mußte, denn ihre Augen hingen wie verzaubert an den meinen, bis sie plötzlich erlassend ihre Hände darüber legte, als wollte sie nichts, nichts mehr sehen. Da wandte ich mich der Thür zu, doch ehe ich sie überschritt, hatte ihre Hand die meine gefaßt, ehe ich's ahnte und verhindern konnte, brannte ihre Lippe darauf mit einem innigen Kuß, ein warmes: „Gott segne Euch, Stephan,“ schwebte an meinem Ohre vorüber, dann war die Thür in's Schloß gefallen, der Riegel davorgeschoben und draußen umfing mich die weiche dunkle Frühlingsnacht.

Nachdem ich lange wachend im Bette gelegen in dem Erkerstübchen „zum goldenen Anker,“ das jetzt schon als des „Herrn Malers Zimmer“ bezeichnet wurde, kam endlich der Schlaf über mich und ein Traum hielt mich umfangen, an den ich gedachte all' meine Lebenszeit.

In dem kleinen weißen Häuschen am Waldessaume sah ich Marie-Anne im Stübchen sitzen. Die Lampe warf ihren bleichen Schein durch den Raum. Auf dem Tische vor ihr lag die Bibel aufgeschlagen, aber ihre Augen hingen nicht mehr an dem heiligen Buche, sie waren geschlossen, doch schlief sie nicht, denn Thräne auf Thräne entquoll ihnen und perlte über die Wangen hinab.

Meine Seele ergriffen von dem stummen doch tiefen Weh der Geliebten wollte die Bande des Schlafes abstreifen, ich wehrte mich dagegen, ich strebte dem Traume ein Ende zu machen, aber vergeblich.

Weiter träumte ich, und mein Traumgesicht zeigte mir wieder Marie-Anne, die noch an derselben Stelle saß, in tiefes Sinnen verloren. Eine geraume Zeit mochte vergangen sein, die kleine Lampe brannte düster und die alte schwarzwälder Uhr verkündete die zweite Stunde des neuen Tages. Da erhob sich die Sinnende, überlas noch einmal ein vor ihr liegendes beschriebenes Blatt, faltete und siegelte es und schrieb einen Namen darauf, und als sie lange auf die Schriftzüge geblickt, drückte sie ihre Lippen darauf. — Dann sah ich sie ab und zu gehen im Stübchen, hier und dort ordnend und schaffend. Oftmals stand sie still, um einen langen Blick umherzusenden und ihre Hand fuhr nach den Augen, die verdunkelten Thränen fortzuwischen. Der große schöne Hund folgte ihr wohin sie ging; spähend schaute er auf die Herrin, als müsse er ergründen was sie vorhabe. Jetzt trat sie aus der angrenzenden Kammer wie zu einem weiten Gange gerüstet, ein nicht zu kleines Bündel in der Hand. Fest war ihr Schritt, aber immer wankender wurde er, immer langsamer, jemehr sie sich der Thür nahte, an die sie sich lehnte wie zur Stütze. Auch jetzt stand der treue Hund ihr zur Seite, die klugen Augen fest auf sie gerichtet; sie neigte sich nieder, legte beide Arme um seinen Hals und sprach zu ihm in süßen, beschwichtigenden Worten; dann aber drängte sie ihn zurück, und erst bittend, dann befehlend wies sie ihm seinen Platz an. Er schlich zögernd und traurig dahin. — Ich sah Marie-Anne aus dem Hause treten; ich hörte ganz deutlich in meinem Traume den Morgenwind leise in der schönen Lunde flüstern, in der die Vögel mit dem ersten sanften Zwitschern den jungen Tag begrüßten. Die wohlbekanntesten lieben Klänge, denen sie so oft gelauscht, mußten ihr Herz allgewaltig erfassen. Sie stürzte auf den Baum zu, schlang krampfhaft, wie im höchsten Seelenschmerze, beide Arme darum und legte ihre von Thränen überrieselte Wange an seinen Stamm. So weich und innig lehnte sich die schöne, junge Gestalt an den alten Baum, als sei er ihr treuester, bester Freund gewesen. Das Tuch, welches sie an die strömenden Augen gehalten, entfiel der zitternden Hand, sie merkte es nicht; noch immer stand sie an den Stamm des Baumes geschmiegt. Aus dem

Innern des Hauses hörte ein klagendes Winseln, ein lauterer Jammern zu ihr und schien nicht achtlos an ihrem Ohre vorüberzuzugeln. Als wolle sie noch einmal umkehren so zögernd stand sie — dann aber eilte sie mit schnellem Schritte, ohne den Blick zu wenden dem Walde zu. —

Mir war es, als durchlebte ich Alles. Eine qualvolle Todesangst wühlte in mir; ich wollte, ich mußte erwachen und vorwärts eilen, aber mein Fuß schien an dem Boden gewurzelt, wie mit eisernen Banden hielt mich der Schlaf gefesselt; und das wirre Träumen zog endlich vorüber, ein süßes Ruhen umfing mich. Ich schlief bis in den hellen Tag hinein, während sie —

Gott, der Gedanke hat mich zuweilen fast um den Verstand gebracht. Und dennoch, ich kurzfristiges Menschenkind! Ob ich das Geschieh aufgehalten hätte, das einer höheren Bestimmung folgend über unserm Haupte dahin rollt! —

Hell sah der junge Tag durch mein Fenster hinein; klar und blau erglänzte die Wasserfläche und durch den thaufrischen, sonnigen Morgen zogen die Arbeiter dem Felde zu, auf dessen grünen Saatwellen noch der Morgendunst unentweicht ruhte. Mancher blickte wohl verwundert auf mich, als ich so in der Morgenfrühe dem weißen Hause zuschritt, aber was fragte ich nach der Meinung, dem Staunen dieser Leute. Ehe der Tag sich neigte, würden sie noch mehr des Verwunders haben, wenn sie hörten, daß Marie-Anne mir folgte als mein treues Weib. —

In der grünen Krone der prächtigen Linde jubelten und lärmten die Vögel dem sonnigen Maimorgen entgegen — am Fuße des Baumes schimmerte es weiß; ein Taschentuch lag am Boden, ob noch von den darin geweinten Thränen feucht, ob benetzt vom Mergenthau? Jetzt wußte ich Alles, ich fühlte, daß ich durch eine geheimnißvolle Sympathie und Macht in Gestalt eines Traumes die Wirklichkeit erschaut hatte. — Ich trat in die Stube. Neben dem Tische, auf welchem der an mich gerichtete Brief lag, saß der treue Hund wie eine zuverlässige Schildwache, er wedelte matt mit dem Schwanz, aber dennoch sah er ans, als wisse er was uns Beiden geschehen. Und ich saß an derselben Stelle wo Marie-Anne den Brief geschrieben und las ihn wieder und wieder; ich kämpfte den ersten heißen Schmerz in demselben Raume durch, in dem sie so Vieles und Schweres erlitten und immer von Neuem las ich die Worte — die Abschiedsworte.

„Lieber Herr Stephan!

Ich habe überlegt, in der Stille der Nacht habe ich meine ganze Seele vor Gott dargelegt und bin mit

ihm zu Rathe gegangen, und auf meine Bitte um Erleuchtung und Einsicht hat er mir seinen Willen kund gethan, durch die beratende Stimme, welche er jedem Menschen mitgegeben als Leitstern durch die Irrwege des Lebens. Mein Gewissen hat zu mir geredet und denselben Spruch gethan, den Ihr nicht hören, nicht annehmen wolltet von mir.

Es kann nicht sein! Ich habe es Euch gesagt und Ihr müßt es gefühlt und verstanden haben, nur Eure grenzenlose Güte und Liebe wollte den Rechtspruch nicht hören, der mich zu steter Einsamkeit verurtheilt und aus dem Erdenparadiese verbannt. Ihr werdet nicht wollen, daß ich noch einmal wiederholen soll, was auszusprechen schwerer für mich war als das Härteste, was ich bis dahin erlitten.

Daß ich von dannen ziehe, wollt mir nicht verargen. Hier käme ich nicht heraus aus der Angst und Verwirrung und auch Ihr sündet, so lange ich für Euch erreichbar bin, die Ruhe und Klarheit nicht, die Euch frommt. Es ist das Beste, für uns Alle, daß ich gehe, denn Ihr wißt ja, auch ein Dritter, dessen Weg nimmermehr den meinen durchkreuzen sollte, hat wieder seinen Sinn auf mich gesetzt. — Laßt mich gestorben und vergessen sein, für die Welt, doch nicht ganz in Euren Herzen. Wie Ihr so schön Eurer kleinen süßen Schwester immerdar gedacht, also gedenkt — wenn der erste heiße Schmerz, wohl gar die erste Bitterkeit des Großen sich gegen mich gelegt hat — also gedenkt an mich. Sorgt Euch nicht um mich, ich finde meinen Weg durch's Leben und meinen mir bestimmten Platz! Daß ich mir kein Leid anthue, brauche ich Euch wohl nicht zu versichern, für so sündhaft und erbärmlich haltet Ihr mich doch nicht.

(Fortsetzung folgt)

Modenbericht.

(M.) Der Jockey-Club in Paris, welcher in Herrenmodenangelegenheiten den Ton angiebt, hat die neuen außerordentlich schönen ostindischen seidnen Tücher in Weiß, Milchkaffeeartig, Roth, Orange u. s. w. als Taschentücher und Cachenez in Gunst gebracht. Namentlich sind die ganz weißen sehr beliebt und als Cachenez empfehlen sie sich namentlich durch ihre Weichheit, mit der sich selbst der Cashemir nicht vergleichen läßt.

(K.) Bei allen Gesellschaften, Festlichkeiten und Tällen dieses Winters bemerkt man vor allen Dingen

die Fortdauer der Mode in der Vorliebe für die Verbindung von Weiß und Schwarz. Man sieht sie bei allen eleganten Toiletten zum Besuch, für das Theater, für Ball. Sobald ein Anzug aus Schwarz und Weiß besteht, geschmückt mit Diamanten und Perlen, trägt er den Preis davon und beherrscht alle andern. Ein Beispiel sei erwähnt: Kleid von gebauschtem Tülle, abwechselnd mit dicken Doppelstülkrüchen und drei kleinen Tarlatan-Volants; darüber zwei schmale Bänder von weißem Atlas; Doppelrock von Tülle, belegt mit außerordentlich feinen schwarzen Spitzen. Das Leibchen ebenfalls mit solchen Spitzen garnirt. Im Haar ein Diadem von Diamanten auf schwarzem Sammet mit einer langen weißen Feder, die von der Stirn ausging, bis zu den Flechten des Chignons reichte und wie die Feder auf einem Sommer-Amazonenhute gelegt war.

Die Kaiserin von Frankreich erschien kürzlich in folgendem Ballanzuge: Kleid von Tülle mit Bäuschchen, Rüchen und Doppelvolants, alles mit einzelnen Diamanten besetzt; Doppelrock von braunem Sammet, rundherum mit Diamantagrafen in Atlaschleifen; das Leibchen ebenfalls von braunem Sammet und mit Diamanten. Auf dem Kopfe ein Diadem von Diamanten und eine horizontal liegende weiße Feder, welche sich mit den Flechten endigte, ohne auf den Hals zu fallen.

Die Mode hat aber, besonders in unserer Zeit, auch ihre Uebertreibungen und diese müssen wir ebenfalls melden. Dazu gehört der vorn sehr hohe Kopfsputz. Wir bemerkten kürzlich folgende: in dem leicht geordneten Haar eine Art Mützchen von rothem Sammet ganz an der Seite, dazu ein hoher weißer Federbusch mit einer Diamantagrafe in der Mitte. Das Kleid der Dame war von weißem Tülle fast ganz in Bäuschchen mit einem ähnlichen Doppelrocke, und sehr große schwarze Taffetschleifen bildeten den Ausputz. Jede Schleife, an dem Leibchen und auf den Achseln, hatte in der Mitte Diamantagrafen.

Ein anderer Kopfsputz, den man einen italienischen nennt, weil er Aehnlichkeit mit dem der Frauen im Albanergebirge hat, bestand in einem viereckigen Stück schwarzen Tülle, das mit weißen und schwarzen Spitzen garnirt war und in der Mitte ein Bouquet rother Rosen, an der Seite dagegen eine große Schleife von rosa Sammet unter schwarzen Spitzen hatte, während hinten hinunter lange schwarze Spitzenbarben fielen, die durch rosa Sammetchleifen gehalten wurden. Denselben Kopfsputz hat man von ponceaurothem Sammet mit Diamant- oder Korallennadeln, denn rosa Korallen sehen zu schwarzen Spitzen namentlich sehr gut aus.

Auf den Haarputz wendet man gegenwärtig ganz besondere Sorgfalt und er ist der That eine Art Kunstwerk geworden. Auch hierin hat die Kaiserin der Fran-

zosen den Ton angegeben, denn sie war es, welche zuerst das Haar vorn zurückgenommen und in bauschigen Scheiteln trug. Dieser Haarputz hat jedenfalls den Vorzug, daß alle Damen in demselben hübsch aussehen, was namentlich für die etwas zu bedenten hat, die eigentlich nicht hübsch sind. Es gehört diese Art Kopfsputz dem Geschmacke der Zeit Ludwigs XV. an wie die Keifröcke. Wie schmähete und schmähete man die Crinolinen noch und trotzdem muß man gestehen, daß sie sehr gut kleiden. Vergleiche man doch nur zwei elegant gekleidete Damen, deren eine die Crinoline trägt und die andere nicht! Gestehen wir es ohne Zögern ein, daß die Damenkleidung keiner Zeit sich mit der jetzt modischen auch nur vergleichen kann, vorausgesetzt daß eine junge Dame sich reich und wirklich geschmackvoll zu kleiden versteht und sich vor jeder Uebertreibung hütet.

Ein sehr origineller Ballanzug war folgender, den man Morgenstern nannte. Er bestand aus mehreren unten rundlich geschnittenen weißen und blauen Röcken übereinander. In den weißen Tülle waren, an der rechten Seite, goldene Sterne in verschiedener Größe eingestickt. An derselben Seite sah man einen langen Nachtschönzweig. Ein langer weißer Tülleschleier bedeckte Alles. Links befand sich ein anderer Tülleschleier, der, mit Thautropfen in allen Farben bedeckt, von der Taille an bis an das Ende des Rockes reichte. Das antik drapirte und mit Thautropfen bestreute Leibchen war oben von einer Rosenguirlande umgeben und hatte einen Gürtel in der Form eines Ringes von Silber. Vorn in der Mitte dieses Gürtels befand sich ein großer silberner Stern. Den Kopfsputz bildete ein Silberband, umgeben von Blumen und mit einem silbernen Sterne in der Mitte. Silberne Spangen um die Handgelenke und fleischfarbene Stiefelchen vollendeten den Anzug.

Ein anderer Ballanzug war von paille Taffet unten mit drei jonquillefarbigen kleinen Volants, oben und unten mit gefältem schmalem schwarzem Sammet eingefast. Unten um die Taille lief, wie eine Art Schößchen, ein Taffetgefältel, ebenfalls mit schwarzem Sammet eingefast und unter diesem Gefältel begann ein Spitzenvolant als Doppelrock. Das ausgeschnittene Schneppenleibchen hatte an jeder Seite kleine jonquillefarbige mit Blonde eingefaste Volants und dazwischen Bäuschchen von weißem Tülle.

Zum Ausgehen sind die Kleider ohne Ausputz ganz modisch, aber sie müssen dann von schönem Stoffe sein, von Moire, Atlas, Veloutine. Als Ausputz liebt die Mode besonders die Posamentirarbeit, die Stickerei verbunden mit Soutasch.

Die Form der Leibchen ist meist die der bis an die Taille geknöpften, in zwei kleinen Westenspitzen sich endigend. Man trägt indeß auch, aber viel weniger, eine einzige lange rundliche Schneppe.

Der runde Gürtel mit reicher Agrafe und Herzogin-Schleife hat nichts von seiner Beliebtheit verloren.

Die Ärmel sind meist weit mit einer den Elnbogen bezeichnenden Naht und mit mehr oder minder verzierten Mousquetaireaufschlägen. Einige elegante Damen tragen fast enge lange Ärmel mit Linenmanschetten darüber.

Modenblatt N^o 10.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarputz mit Böckchen vornherum, einem Rosenbouquet über der Stirn und einer einzelnen Rose im Chignon; weißes Kleid mit sechs großen Bauschen auf dem Rocke, über die sich von der linken Seite der Taille bis zur rechten untern des Rockes ein blaues Band mit großer Schleife und Rosenbouquets darauf zieht; ausgeschuitenes Schneppenleibchen mit einer Draperie von kleinen Bäuschchen; kurze Ärmel; Langshawl von Hermelin; halb lange weiße Glacéhandschuhe mit goldenen Arm bändern; Schuhe.

2. Schwarzer Sammethut mit Ausputz von weißen und schwarzen Spitzen und einer violetten Rose über der Stirn; weiße Bindebänder; Kleid von violetterm Taffet mit hohem glattem Leibchen, das durch einen schwarzen Sammetgürtel zusammengehalten wird; weite lange Ärmel mit Besatz von schwarzem Sammet; unten auf dem Rocke vierfacher Sammetbesatz in großer Zadenstellung; weite offene weiße Unterärmel; Stiefelchen.

3. Haarputz eigener Art mit Blumen und Perlen; Kleid von grünem Taffet mit ausgeschuitenem Leibchen, das Tragbänder von Sammet mit schwarzen Spitzen und einen Sammetgürtel mit Schleife an der Seite hat; ganz kurze Ärmel; auf dem Rocke kein Ausputz; halb lange weiße Glacéhandschuhe mit mehreren Arm bändern; Schuhe.

4. Hausanzug: Kopspuz aus einem Kranze von braunen Blättern bestehend; dunkelgraues Taffetkleid mit Leibchen in Herrenwestenschnitt, vorn mit soutaschirtem Sammet und an den Seiten mit schwarzen Spitzenfransen reversartig besetzt; Doppelärmel und zwar lange enge von soutaschirtem schwarzem Sammet und darüber weite mit großgarnirten Mousquetaireaufschlägen; der weite Rock unten hoch herauf mit einzelnen soutaschirten Sammetpyramiden besetzt, die von mit Franzen garnirten Revers umgeben sind; kleiner Leinenkragen und eben solche Manschetten; dänische Handschuhe; Schuhe.

Stahlsich N^o 10.

William Sterndale Bennett.

(Nach einer Photographie.)

Bennett ward geboren am 13. April 1816 in Sheffield und empfiß zeitig musikalische Eindrücke durch das Spiel seines Vaters, welcher das Amt eines Organisten in der genannten englischen Stadt bekleidete. Dem Vater war es jedoch nicht beschieden, die Anlagen weiter zu pflegen und zu fördern, da er sammt der Mutter bald starb. In Folge dessen kam Bennett in das Haus seines Großvaters nach Cambridge. Während mehrjähriger anhaltender eifriger Studien unter der Leitung bewährter Fachmänner, erreichte er die Stufe der Künstlerschaft. Die Beweise davon gab er, neuneun Jahre alt, in einer zu London veranstalteten öffentlichen Production mit einem selbstcomponirten Clavierconcerte, welches den Beifall der Sachverständigen errang.

Um deutsches Musikwesen und Leben aus eigener Anschauung kennen zu lernen und sich daran weiter zu fördern, begab der junge Künstler sich im Winter des Jahres 1836 für längere Dauer nach Leipzig, der damaligen Metropole deutscher Tonkunst. Unter der Regide Mendelssohns, dazu von Robert Schumann mit außerordentlich wohlwollender Anerkennung in die deutsche Kunstwelt eingeführt, begann hier für Bennett ein neues reiches und anregendes musikalisches Leben. Er trat mehrmals in den „Gewandhausconcerten“ mit eigenen Compositionen auf und erwarb sich durch seine vortrefflichen Leistungen allgemeine Achtung und Anerkennung, sowohl als Clavierpieler, wie auch als Tonsetzer.

Mehrere Winter hintereinander verweilte Bennett noch in Leipzig, während er die Sommermonate in der Heimath zubrachte. Als Mitglied der „Royal society of music“ kehrte er endlich Anfangs 1842 nach England zurück, um seinen bleibenden Aufenthalt in London zu nehmen, wo ihm der ehrenvolle Wirkungskreis eines Mitdirigenten der „philharmonischen Concerte“ zu Theil wurde, dem er augenblicklich noch vorsteht.

Bennett hat bis jetzt eine Reihe von ungefähr dreißig Werken veröffentlicht. Dieselben zeugen sämmtlich neben einem edlen achtungswerthen Streben von einer nicht gewöhnlichen Begabung, zumal für das kleine lyrische Genre, wie denn das Naturell des Componisten überhaupt ein rein lyrisches ist. Bennett hat sich aber auch in größeren Stylgattungen nicht ohne Glück versucht und hierbei sei namentlich an seine beiden Concertouvertüren „Die Rajaden“ und „Die Waldnymphe“ erinnert.



ALL GEMFINE MODENZITTIME

sid
mü
slo
711
sü
in
urch
rga=
Dem
eiter
tter
aus
ehr=
ung
nst=
ahre
Bro=
wel=
ener
r zu
des
da=
Ne=
mit
beut=
ein
Er
eige=
vor=
ken=
Ton=
nnett
a der
ciety
Eng=
ndon
eines
Theil
esähe
mmt=
von
fleine
tisten
aber
der=
Con=
iphe"

trijzig.



Nach einer Photographie

Nach einem Original in Wien in Leipzig

Wilhelm Amtelsbein

Verlag v. Baumgarten's Buchh.

